

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Ich bin arm, du bist arm,
Das macht uns gleich;
Ich hab' dich gern, du hast mich gern,
Das macht uns reich! Volkslied.

Mit der Kamera auf der Löwenjagd.

Von C. O. Schillings.

Der eben verstorbene Forscher ostafrikanischer Tierwelt gibt in seinem Erlebnisbuche „Mit Blitzlicht und Säge im Lauder des Fleischhahns“ (A. S. Glanders Verlag, Leipzig, das in seiner Bibliothek fehlen sollte, musterhafte Tier- und Naturbildungen. Wir geben daraus eine nächtliche Löwenbeschlebung an der Wildkrante wieder.

Der Leser folge mir in Begleitung eines erprobten Schwarzen in mein sorglich hergerichtete Dornenversteck, dessen Eingang von einigen Leuten durch Dornenzweige fest verschlossen wird, und in dem wir dann allein gelassen werden. Drei nach verschiedenen Seiten ausmündende Luken erlauben mir nach verschiedenen Richtungen zu feuern. Wir machen es uns durch mitgebrachte Decken so bequem wie möglich, und sind bald allein in der großen stillen Einsamkeit. Ich habe mein Versteck so gewählt, daß ich sowohl auf das Erscheinen von Löwen, als auch von zur Tränke ziehenden Wilde verschiedener Arten — selbst auf Rinozerosse rechnen kann.

Leider erstirbt die Mondscheibe noch nicht in ihrem vollen Glanze. Immerhin erhält sie uns die Umgebung in der klaren tropischen Luft derartig, wie es nur bei Vollmond in heimatischen Breiten möglich wäre.

Eine Welle vergeht in gespannter Aufmerksamkeit. Der in unmittelbarer Nähe angebundene große Stier hat sich nunmehr an seine Umgebung gewöhnt; er beginnt das ihm vorgeworfene Gras zu fressen, offenbar auch beruhigt durch unsere Nähe.

So vergeht eine Stunde. In verschwommenen Konturen zeichnen sich vom dunklen Hintergrunde des Schilfblatts am Wasser ein Rudel Antilopen ab. Es scheinen Wasserböcke zu sein, die aus ihren Verstecken auf die offene Fläche zur Nahrung ausgetreten und bald im Hintergrunde verschwunden.

Eine gewisse Müdigkeit macht sich bei mir geltend, aber ich bekämpfe sie und darf auch meinem Begleiter keinen Schlaf gestatten; das unvermeidliche Schnarchen des Regers, ja selbst ein zu lautes Atemholen könnte von den feinen Sinnen nächtlicher Besucher aus dem Reiche der Tierwelt vernommen werden.

Wiederum vergeht eine gewisse Zeit. Plötzlich erblicke ich rechts von mir, ziemlich nahe, einen vorher nicht bemerkten großen dunklen Gegenstand, der sich leise, vollkommen geräuschlos, meinem Anzuge und der Wasserstelle nähert. Ohne Aufenthalt kommt die gewaltige dunkle Masse näher und näher, und gleich darauf unterscheide ich deutlich zwei solcher Gestalten, die, sich unmittelbar folgend, mir nunmehr auf 150 Schritte gegenüberstehen. Längst habe ich sie im unsichern Mondlicht erkannt; es sind Nashörner, wie es scheint, zwei ausgewachsene Tiere, die hier zur Tränke wollen.

Schräg an mir vorüber, dem Wasser zu wechselnd, sind sie mir jetzt auf höchstens hundert Schritte nahegekommen und verhoffen nochmals, dann treten sie zum Wasser, um gleich darauf im Schilf und Sumpf zu verschwinden. Eine Welle höre ich sie noch plätschern; dann kann ich nichts mehr wahrnehmen.

Unsichere Konturen eines kleinen Säugtieres, wahrscheinlich eines Schakals, heben sich nicht lange darauf in der Nähe des Wassers vom Boden der Steppe ab, und nach einiger Zeit läßt klagendes Gebell in derselben Richtung meine Vermutung gerechtfertigt erscheinen. Die erwarteten Antilopenrudel scheinen jedoch

heute einen anderen Tränkeplatz aufzusuchen. So vergehen einige Stunden, nur unterbrochen durch das Geräusch des immer noch gleichmäßig seine Gräser kauenden Stieres. Nun aber schnaubt er, urplötzlich zweimal kurz und erschreckt, eine graue, pfeilschnell und polternd über den Boden dahingleitende Masse schießt auf ihn zu, und Stier und Löwe, — denn der König der Steppe erheischt seinen Tribut — wälzen sich im nächsten Augenblicke in eine Staubwolke gehüllt vor meinen Blicken!

Undeutlich fühle ich, daß noch ein zweiter Löwe von der anderen Seite ebenfalls in den kurzen Kampf eingreift. Dann wird ein Röcheln und Stöhnen hörbar, der Stier liegt am Boden und über ihm die beiden Raubtiere, die sofort ihre Mahlzeit beginnen.

Aber als ob ein Zauberer seine Hand im Spiele hätte, verfinstert sich der Mond nun plötzlich durch eine vor seine Scheitel tretende Wolkenbank. Alles um mich her ist in tiefe Dunkelheit gehüllt; nur das Krachen der Knochen, das Zerren und Zerreißen des Fleisches unter den Zähnen der beiden Löwen ist für mich vernehmbar.

Rings umher herrscht tiefe nächtliche Stille. Unbekümmert um das Drama aus dem Tierleben, das sich da soeben abspielt hat, schreiet nun plötzlich einer der kleinen Nachtaffen gelend und lachend in die Nacht hinaus. Was kümmert ihn im Schutze seiner Baumkronen das Getriebe außerhalb seines lustigen Reiches, da unten am Erdboden!

So vergeht Minute auf Minute. Endlich wird die Mondscheibe wieder sichtbar, und nun, da ich neue Beobachtungen nicht mehr machen kann, benutze ich die Gelegenheit, auf einen der Löwen Feuer zu geben.

Aber ich habe heute kein Glück. Mit dem Knall verschwunden beide Löwen in der Dunkelheit, während ich in höchst deprimierter Stimmung in meinem Verstecke zurückbleibe.

Vergeblich sind die nächsten Stunden des Wartens; es ereignet sich nichts mehr. Selbst die sonst doch überall anzutreffenden Hyänen scheinen heute abwesend zu sein, und als der Morgen anbricht, lehre ich wie zerstreut zum Lager zurück, zerstoßen von Moskito, und mit jenem eigentümlichen Gefühl, welches untrüglich bald herannahendes Fieber kündigt.

Gewiß habe ich auf diese Weise manch interessanten Einblick in das nächtliche Leben und Treiben der Tierwelt getan. Aber eine Jagd, auf wenige Schritte aus sicherem Verstecke ausgeübt, hat mir nie besonders zusagen können. Mehr reizte es mich, auf diese Weise zur Nachtzeit Löwenüberfälle im Lichtbilde festzuhalten. Allein, das hat seine Schwierigkeiten, gleichviel, ob man den Apparat selbst auszulösen versucht, oder die Aufnahme durch Löwen auslösen läßt.

Immer wieder mißlingen meine nachphotographischen Versuche. Masakrieger zeigten sich in der Nähe; ein Apparat wurde mir von ihnen geraubt. Da galt es mit größter Geduld immer wieder zu versuchen, bis endlich das gewünschte Ziel erreicht worden ist. Unbeschreiblich aber war die Freude, als zu später Nachtstunde eingedrungen, sich jene großartigen Bilder ursprünglichen Lebens und Webens des mächtigsten Raubwibes der Erde auf der kleinen Glasplatte unfehlbar getreu und dokumentarisch offenbarten. Selbst die sonst gelötigen Gemüthen nicht genügten Schwärzen waren hoch erfreut, und längere Zeit hindurch bildeten diese Ereignisse ihren Gesprächsstoff am Lagerfeuer.

Bezeichnend für die Schwierigkeit des Antreffens von Löwen zur Tageszeit und völlig beweisend in dieser Hinsicht ist die Tatsache, daß ich gerade in jenen Tagen von all den zahlreichen Löwen schußmäßig zur Tageszeit keinen zu Gesicht bekam! Kaum aber hatte ich meine Fallen aufgestellt, als ich eine ganze Anzahl erbeutete, darunter in ununterbrochener Reihenfolge allein sieben starke männliche Mähnenlöwen! Eine Anzahl Löwen freilich verschmähten dargebotene Stiere vollkommen, näherten sich denselben zwar bis auf wenige Schritte, — hielten sich aber Nacht für Nacht an ihre gewohnte Beute, die Wildherden der Steppe.

„Zum ersten, zum zweiten und zum —“

Von Frh Müller.

Nach zehnjährigen treuen Diensten ächzte mein Schreibtiſchſeſſel auf und war koputt. Flicken lohnte nicht mehr, alſo einen neuen. Neue aber waren unerschwinglich. —

„Welch Du was,“ ſagte meine Frau, „wir ſteigern einen.“ — „Aber ich habe keine Ahnung von der Technik.“ — „Hm, ich auch nicht, ſchau im kleinen Meyer nach.“

Ich ſchlug ihn auf: „Verſteigerung iſt die freiwillige oder unfreiwillige Vergantung von beweglichen und unbeweglichen, öffentlich auſgerufenen Gegenständen mit dem Zuſchlag des Auktionars zum höchſtgebot.“ — „Schön,“ ſagte meine Frau, „jetzt gehen wir. In der Löwengrube iſt eine ausgeſchrieben.“

Unterwegs fragte ſie mich: „Haſt Dir's ordentlich gemerkt?“ — „Verſteigerung iſt — Verſteigerung iſt die freiwillige oder unfreiwillige Ver — Ver — ich hab das Wort vergeſſen.“ — „Dachte mir's. Kehr um und nimm den kleinen Meyer mit.“ — Ich kehrte um und nahm den kleinen Meyer mit.

Unterwegs traſen wir den langen Meyer, unſern Bettler. „Na, wohin?“ fragte er. — „Einen Schreibtiſchſeſſel wollen wir einſteigern.“ — „Steigern? Wißt Ihr denn Beſcheid?“ — „Freilich. Eine Verſteigerung iſt die freiwillige oder unfreiwillige Vergantung beweglicher oder unbeweglicher — — „Quaiſchl!“ — „Bitte ſehr, im kleinen Meyer hier — — Er wollte ſich totlachen. „Aufs Bieten kommt es an und nicht aufs Deſinieren. Der mit dem Hammer will viel haben. Ihr wollt wenig geben. Andere mehr. Ihr müßt ihnen zuvorkommen oder den Appetit verderben, das iſt die Kunſt.“ — „Aber im kleinen Meyer — — „Der kleine Meyer iſt ein theoretisches Lamm, ſagt ihm das mit einem ſchönen Gruß vom langen Meyer, guten Morgen . . .!“

„Das mit dem „Appetit verderben“ leuchtet mir ein,“ ſagte meine Frau. — „Aber wie?“ ſagte ich. — „Daß mich nur machen.“

In der Löwengrube wimmelte es. Eine Menge Hausrat ſtand zum Auſruf. Ein Seſſel ſtand auf einem Tiſch. „Sag ihm,“ ſtüſterte meine Frau, „daß der zuerſt darankommt.“ — Eine dicke Frau drehte den Kopf herum: „Alles nach der Reihe, erſt kommt der Tiſch, auf dem der Seſſel ſteht.“ — „Warum nicht erſt der Seſſel, der auf dem Tiſch ſteht?“ ſagte ich hartnäckig.

„Ein Tiſch!“ brüllte der Mann mit dem Hammer, „fünzig Mark zum erſten, zum zweiten und zum — — „Sechzig!“ ſchrie die dicke Frau. — „Siebzig!“ rief ein kleiner Mann. — „Achtzig!“ ſchrie die Frau. Und ſo ging's weiter, bis der Tiſch verſteigert war.

„Jetzt der Seſſel!“ rief ich. — „Ein Spiegel, ein ſchöner Spiegel, ein ſehr ſchöner Spiegel!“ brüllte der Hammermann, „hundertfünzig Mark zum erſten, zum zweiten und zum — — Hundertſechzig!“ ſchrie die dicke Frau — „Hundertſiebzig!“ rief der kleine Mann. — „Hundertachtzig!“ ſchrie die Frau. Und ſo weiter.

Meine Frau hatte einen roten Kopf. „Jetzt aber den Seſſel!“ rief ſie. „Was die nur mit dem Seſſel hat!“ brummte es hinter uns.

„Ein Kleiderſchrank!“ brüllte der Verſteigerer, „zweihundert Mark zum erſten — — Es wurde ſchwül. Dann kam eine Kommode an die Reihe. Es wurde ſchwüler. Schließlich war alles verſteigert. Nur der Seſſel ſtand noch in der Ecke. Der Hammermann mußte ihn überſehen haben. „Ich ſchließe hiermit die Verſteigerung,“ ſagte er.

„Und der Seſſel!“ ſchrie ich. — „Ach ſo, der Seſſel — na, schön — vierzig Mark zum erſten — — „Nimm ihn, ſagte heifer meine Frau. „Ich nehme ihn zu vierzig!“ ſchrie ich aufgeregt. — „Zum erſten, zum zweiten und zum — —“

„Einundvierzig,“ ſagte die dicke Frau geringschätzig und gähnte. — „Unverſchämt!“ entfuhr es meiner Frau. — „Was, unverſchämt! Ich geb Ihnen gleich unverſchämt! Eine ſolche Unverſchämtheit!“ — „Einundvierzig zum erſten,“ brüllte der Hammer gleichmäßig. — „Zweiundvierzig!“ rief ich. — „Dreiundvierzig!“ ſchrie meine Frau. — „Vierundvierzig!“ ſchrie ich und ſchlug mit dem kleinen Meyer aufs Geſänder. — „Fünfundvierzig!“ ſchrie meine Frau. — Der Hammer ſchmunzelte: „So iſt's recht, wenn Mann und Frau zuſammenhalten.“

Die Leute lachten. Jemand ſchlug mir auf die Schulter: „Ihr treibt ja einander ſelber in die Höhe — übrigens ein ganz ſchöner Seſſel — fünfzig Mark biete ich.“ — „Fünfundfünzig!“ rief meine Frau. — „Sechzig!“ rief der Herr. — Ich ſing zu zittern an. Was hatte der lange Meyer geſagt: Appetitverderben? „Sechzig für den Seſſel?“ ſchrie ich, „iſt ja Unſinn!“

„Aha,“ hörte ich es raunen, „die wollen ihn um jeden Preis. Mit dem Seſſel iſt was los. Hiſtoriſch oder ſo was — — „Soll' mich wundern, wenn der nicht vom Herzog Karl Theodor — — „Was, Herzog! da iſt ganz was anderes — —“

„Sechzig zum erſten, zum zweiten, zum — — „Siebzig!“ rief meine Frau. — „Aber Frau,“ ſtüſterte ich. — „Daß mich,“ äiſchte ſie aufgeregt, ich muß ihn haben!“

„Hört ihr's,“ murmelte es hinter mir, „ſie muß — — „Achtzig!“ ſchrie meine Frau. — „Zum erſten, zum zweiten und zum — — „Neunzig!“ rief meine Frau.

Gelächter und Gemurmel: „Die ſind verrückt — — „Verrückt? Die wiſſen ganz genau — — „Und ich ſag Ihnen, Herr Nachbar, mit dem Seſſel iſt was los.“ — „Was ſoll denn mit dem Seſſel los ſein?“ — „Was weiß ich — aber hat man nicht ſchon g'hört, daß unterm Polſter oft ein ganzes Bündel Banknoten — —“

„Neunzig zum erſten, zum zweiten und zum — — „Hundert!“ ſchrie jemand. — „Zweihundert!“ ein anderer.

Stille. Dann wieder ein Gemurmel: „Hab ich's Ihnen nicht g'sagt mit die Banknoten —?“

„Dreihundert!“
Meine Frau war weiß geworden: „Wir können nicht mehr mit, Mann.“ — „Jetzt grad extra!“ rief ich erboſt, „dreihundert- undfünf!“

„Vierhundert!“ — „Fünfhundert!“ — „Fünfhundert zum erſten, zum zweiten und zum — — „Tauſend!“

„Ah — aah — hab ich's Ihnen nicht geſagt — wenn man nur wüßt, wie dick das Banknotenbündel — — Laſſen S' mich aus mit die Banknoten — was ſind Banknoten heutzutage' gegen einen feſten Seſſel — —“

„Tauſendzweihundert!“ — „Tauſendfünfhundert!“ — Eine wilde Erregung ging um. Gerüchte ſchwirten durch den Saal. Auf ſiebentaufend Mark wurde der Seſſel hinausgetrieben. Langſam zog der Sieger mit ihm ab. Hundert Augen folgten ihm.

„Was wetten wir,“ ſagte jemand, „in fünf Minuten hat er'n aufgeſchnitten, und wenn er dann wirklich hunderttauſend Mark — — „Dumm's Zeug, die haben in dem Seſſel gar nicht Platz.“ — „haben Sie eine Idee hunderttauſend Mark in Tauſenden ſind nicht dicker wie mein Daumen, in ſo einem Seſſel hat eine Miſſion Platz, ſag' ich Ihnen.“

Draußen auf der Straße umklammerte meine Frau meinen Arm: „Denk mal, Mann, eine Miſſion — —“

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagte ein junger Mann, „Sie erlauben, daß ich mich Ihnen vorſtelle: Maier, Student der Medizin. Drei Semester hab ich noch. Aber Geld hab ich keines mehr. Da hab ich überflüſſiges Erbmobiliar verſteigern laſſen. Jetzt lang's außer zu den drei Semestern noch zu einem extra im Gebirge. Das verdank ich Ihnen — —“

„Mr?“
„Ohne Sie wäre der alte Seſſel nicht auf ſiebentaufend Mark gekommen — —“

„Aber ich verſtehe nicht — —“
„Das war's ja gerade. Ich habe einen zweiten — kommen Sie — den ſchenk' ich Ihnen . . .“

Und jetzt ſteht wieder ein Seſſel vor meinem Schreibtiſch. Der kleine Meyer blickt zufrieden drauf herab, nur der lange Meyer, der Bettler, iſt neidig-mißvergnügt: „Hm, einen Seſſel ganz umſonſt — ich hab's ja immer geſagt, am billigſten kaufen auf Verſteigerungen die, die nichts davon verſtehen.“

Truglied

Und weißt du nicht mehr ein noch aus,
hör nur nicht auf zu ringen.
Es tauſcht ja auch aus finſterm Haus
der Tag mit goldnen Schwingen.

Was Sterben, den Zusammenbruch
muß man ſo oft beſtehen.
Dem Kul'gen webt das Lebenstuch
ſich wieder unverſehen.

Du biſt aus Gott, daß du ſtets neu
dir deinen Himmel zimmerſt
und über deiner alten Treu
dich immer höher ſchimmerſt.

Das Leben iſt ein Wirbeltanz,
ein Fliehen und ſich Finden.
Nur Narren wollen immer Glanz
an ihre Sohlen binden.

Von Tag zu Nacht, durch Blühn und Froſt
Gleichmäßig rollt die Erde,
und warſt du heut im Glück geſtoß,
ſei's morgen in Beſchwerde.

Gerhard Sieber
(aus dem „Lebensbuch“. E. Piſcher, Berlin.)

Kinderlügen.

Von Sophie Sandau.

Kinderlügen! Ein altes Problem, und doch eins, das nie veraltet, das zu allen Zeiten das Denken von Erziehern und Dichtern beschäftigt hat.

Wir leben in einer ungewiß schwülen Atmosphäre, in einer Zeit so ungeheurer politischer Umwälzungen, daß wohl manch einer achselzuckend bei sich denken wird: Was gehen uns solche Kleinigkeiten an? Kinderlügen, wie lächerlich! Wir leben aber nicht nur in einer Zeit großer politischer Umwälzungen, sondern auch in einer traurigen Periode moralischen Tiefstandes. Wo man hinsieht und hin hört, Beweise, daß die Menschen einander übervorteilen, belügen und betrügen, wo sie nur können.

Natürlich werden wir darauf fassen, wie wir für unser Teil dazu beitragen können, diese Zustände wieder zu bessern, und ich glaube, da liegt wie in so vielem unsere sicherste Hoffnung bei der heranwachsenden Jugend.

Um gegen die Lügenhaftigkeit in einem Kinde erfolgreich ankämpfen zu können, werden wir uns zunächst bei jedem einzelnen über die Beweggründe klar zu werden haben. In der Hauptsache sind es da wohl drei, die in Betracht kommen. Die meisten Lügen, besonders bei kleinen Kindern, entspringen wohl einer gewissen Furcht und dem daraus erwachsenden Wunsch, durch Vertuschung oder Leugnen der verdienten Strafe zu entgehen. Nehmen wir z. B. an, ein Kleines hätte sich neugierig irgendeinen zerbrechlichen Gegenstand heruntergelassen und ihn bei dieser Gelegenheit auf die Erde geworfen. Es erschrickt nun selbst so sehr, daß es sogleich darauf sinnt, wie es die Strafe von sich fernhalten kann. Wenn die Mutter dann ins Zimmer kommt, sieht es scheinbar in sein Spiel vertieft in einer Ecke und schielt nur ab und zu ängstlich nach dem verräterischen Trümmerhaufen. Wann wird die Mutter ihn bemerken?

Und dann, wenn sie wirklich kommt, die gefürchtete Frage, gibt es sich einen fast hörbaren innerlichen Ruck: „Es ist allein runtergefallen.“ Es bräute die Worte heraus, aber man sieht, es fühlt sich nicht wohl dabei. Und gerade dieses Mißbehagen ist die beste Waffe, die wir in der Hand haben. Viele Kinder, die von Natur nicht gar zu ängstlich sind, werden sehr bald von selbst fühlen, daß das der Lüge folgende schlechte Gewissen weit unangenehmer ist als die Strafe, die es beim offenen Geständnis seines Vergehens zuerteilt bekommen hätte. Wenn wir nun diese eigene Einsicht des Kindes benutzen, wird es nicht allzu schwer sein, ihm klar zu machen, daß es dem ersten Vergehen durch die Lüge ein viel schwereres hinzufügt. Es gibt viele Erzieher, die in Fällen, wo es sich um ängstliche Kinder handelt, diesen völlige Straffreiheit beim offenen Eingestehen zusichern. Das mag wohl zunächst richtig sein, aber wir müssen auch verstehen, diese schwachen Kinder weiterzuführen. Haben wir also verstanden, die größte Mangelhaftigkeit der Kinder zu besiegen, werden wir damit beginnen müssen, ihnen die Schönheit der Wahrheit und die Schändlichkeit der Lüge klarzumachen, damit sie lernen, die Wahrheit an sich zu lieben und nicht nur sie als Hafen der Straflosigkeit, in den sie sich flüchten können, anzusehen: da heißt es, den Stolz in den Kindern zu wecken.

Die zweite häufig vorkommende Art der Kinderlügen ist die, die der Brahlucht entspringt. Da stehen die Kleinen manchmal da und lügen ihren Spielkameraden das Blaue vom Himmel herunter. Und die hören mit vor Achtung und Staunen geöffneten Mündern zu, und der kleine Münchhausen wird durch den ersehnten Erfolg zu immer neuen Heldentaten (mit dem Munde natürlich) ermuntert. Die Kleinen Übertreiber und Flunkerer werden am besten kuriert, indem man sie bei jeder entdeckten Münchhausen tüchtig auslacht, da vergeht ihnen sehr bald die Lust zu ihren Dichtungen.

Die Arten der Kinderlüge, die wir bisher erwähnten, sind an sich nicht tragisch zu nehmen, sie haben keine so tiefen Wurzeln, daß man daran verzweifeln müßte, sie völlig ausmerzen zu können. Nun aber müssen wir einer Kinderlüge gedenken, die so ernste Folgen hat, daß wir ihr mit allen Mitteln entgegenarbeiten müssen. Ich meine die Lüge, die sich nur so vorsichtig hervorwagt, die so fein gesponnen ist, daß sie nur zu leicht dem Auge des Erziehers entgeht. Sie braucht gar nicht in Worten gesprochen zu werden, diese gefährlichste Lüge, gar zu oft ist sie vielmehr Unwahrhaftigkeit des ganzen Wesens, das sich dreht und wendet, so wie es ihm gerade zu seinem Vorteil erscheint. Ein fürchterlicher Eindruck ist solch ein Kind, das sich brav stellt, solange ein Erwachsener dabei ist, das sich geschickt aus jeder unangenehmen Situation zu ziehen weiß und sich durch allerlei Winkelzüge überall Vorteile zu verschaffen versteht. Das sind Kinder, um die wir uns wirklich sorgen müssen, weil bei ihnen die Unaufrichtigkeit zur zweiten Natur zu werden droht. Ihnen müssen wir mit eiserner Konsequenz immer wieder zeigen, wie viel tiefer uns die freimütige Offenheit ihrer Kameraden ist als ihre vorgespiegelte Jugendhaftigkeit. Das sind Kinderlügen, die uns aus unserer Ruhe aufrütteln sollten, denn wer sich schon in der Kindheit durch Schliche und falsche Vorpiegelungen

im Übervorteilen seiner Genossen übt, der wird es gewiß in späterer Zeit nicht unterlassen.

Gottfried Keller sagt in seiner schönen Erzählung „Frau Regel Amrain zu Seldwyla ihren Jüngsten erzog“, in der er das Bild seiner idealen Erziehung entwirft, unter anderem über die Kinderlügen: „Wenn Frischchen eine derbe Lüge vorbrachte, so sagte Frau Regel Amrain einfach, indem sie ihn groß ansah: „Was soll denn das heißen, Du Affe? Warum lügst Du solche Dummheiten? Glaubst Du, die großen Leute zum Narren halten zu können? Sel Du froh, wenn Dich niemand anlügt und laß dergleichen Späße!“ Wenn er eine Notlüge vorbrachte, um eine begangene Sünde zu vertuschen, zeigte sie ihm mit ernst, aber lieben Worten, daß die Sache deswegen nicht ungeschehen sei, und wußte ihm klarzumachen, daß er sich besser besinde, wenn er offen und ehrlich einen begangenen Fehler eingestehet, aber sie baute keinen neuen Strafprozeß auf die Lüge, sondern behandelte die Sache, abgesehen davon, ob er gelogen habe, so, daß er das Zwecklose und Kleinliche des Herumlügens bald fühlte und hierfür zu stolz wurde.“ Wenn er dagegen nur die leichteste Neigung verriet, sich irgend Eigenschaften beizulegen, die er nicht besaß, oder etwas zu übertreiben, was ihm gut zu stehen schien, oder sich mit etwas zu zieren, wozu er das Zeug nicht hatte, so tadelte sie ihn mit schneidenden harten Worten und versetzte ihm selbst einige Knüffe, wenn ihr die Sache zu arg und widerlich war. Ebenso, wenn sie merkte, daß er andere Kinder beim Spielen belog, um sich kleine Vorteile zu erwerben, strafte sie ihn härter, als wenn er ein erkleckliches Vergehen abgeleugnet hätte.“

Das Wesen der Frau.

Jahrzehnte sind vergangen, seit August Bebel sein klassisches Werk von der Gleichberechtigung der Frau vollendete und dadurch diese Gleichberechtigung, die in der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung auch noch eine „Frage“ war, zum Kampfsziel machte. Das Kampfsziel ist nun erreicht, und doch steht der Kampf nicht still.

Ja, fast erscheint es heute als ein inneres Bedürfnis, nach der starken Betonung der Gleichheit und des gleichen Rechtes nun das Differenzierende besonders kräftig herauszuheben. Auf dem Frauentag in Kassel fiel das Wort von der „Frauenpolitik“, die unserem Volke und der Welt not sei nach den langen Jahren der Männerpolitik, von einer Politik des Herzens neben der Politik des Verstandes.

Vor mir liegt ein seltsames Buch, im dickleibigen Gewande der Gelehrtenarbeit, mit wissenschaftlicher Terminologie und gelehrten Fremdwortreichtum, das sich die Aufgabe steckt, biologisch, entwicklungs geschichtlich, psychologisch das Sonderwesen der Frau zu erschaffen. Ein Buch, das einen trotz aller Einwände und Bedenken, die sich beim Lesen zwischen den Zeilen erheben, trotz aller Zweifel an der Möglichkeit, das Wesen „der“ Frau psychologisch zu erfassen, nicht wieder losläßt, weil es so vieles beweist, was man fühlte, so manches ausspricht, was man unter der Decke des Bewußtseins dachte und empfand. Und das Seltsame an diesem Buche sind seine letzten Seiten, ein Anhang: „Bekanntnisse meiner Hörer und Hörerinnen“. Sie stellen die unmittelbare Verbindung her mit der Not der Zeit, aus der heraus dieses Buch geboren, sie legen bereites Zeugnis ab von der Schuld der Gesellschaft, die das Wesen der Frau verkümmern ließ, die Natur zur Unnatur machte im Interesse einer herrschenden Klasse, eines herrschenden Geschlechts.

Sie weisen aber auch zugleich die Grenzen, die einer rein biologischen Betrachtung des Problems gesetzt sind. Wohl läßt sich der Kern des Wesens der Frau entwicklungs geschichtlich aus der größeren Verwundbarkeit des weiblichen Plasmas erklären, ihre größere Reizbarkeit, ihr mangelndes Kausalitätsbedürfnis, ihre Passivität, ihre Himmelung zum Gefühlsmaßlaen und so manches andere. Das Wesen der Leidenden Frau aber läßt sich nur aus ihrer Umwelt begreifen; ihre Not, ihren Kampf und ihre Gegenwartsaufgabe erfährt nur, wer die Riesen Schuld der Gesellschaft abwägt und neben der biologischen Eigenart des Wesens der Frau auch den Einfluß der Erziehung auf die Gestaltung ihres Wesens als maßgebend und entscheidend anerkennt.

Das Verdienst des vorliegenden Wertes ist es und wird es bleiben, zum ersten Male die Eigenart der Frauenseele mit dem Rüstzeug moderner medizinischer und naturwissenschaftlicher Erkenntnisse erweisen zu haben. Die „Bekanntnisse“, d. h. am Schluß zusammengestellt sind, weisen über diese Betrachtungsweise hinaus; sie fordern dazu auf, dieser „Psychologie der Frau“ einen zweiten Band hinzuzufügen: „Psychologie der Frau der Gegenwart“.

„Die Mütterlichkeit ist die Krone des Lebens“, so lautet das Motto, das am Eingang des Buches steht. Die Unnatur, die die Frau der Gegenwart an der freien Entfaltung dieser ihrer Mütterlichkeit gehindert hat und noch heute hindert, ist entscheidend für die Gestaltung ihres Wesens. Sie zu wandeln, der Frau das Recht auf die Entfaltung ihres Wesens zu geben, nachdem sie sich ihre politische Gleichberechtigung erkämpft hat — das ist die „Frauenfrage“ der Gegenwart. A. E.

*) Psychologie der Frau. Versuch einer synthetischen, sexualpsychologischen Entwicklungslehre, in 10 Vorträgen, von W. Dreyman. Berlin 1920.

Menschenwunder und Mythologie. Die Menschheit hat sich von alters her von dem Wunderlich-Grausigen angezogen gefühlt, das die Natur in der unendlichen Fülle ihrer Gestaltungen ab und zu erstehen läßt. Diese Vorliebe für solche „Menschenwunder“, die sowohl von den großen Panoptiken wie von herumziehenden Narzißkabinetten befriedigt wird, spielt auch in der Mythologie vieler Völker eine große, noch zu wenig bekannte Rolle. Dr. A. Hellborn macht in seiner „Entwickelungsgeschichte des Menschen“, die in der Teubner'schen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienen ist, auf diese Bedeutung der Mißgeburten und Mißbildungen aufmerksam.

Manche indischen und ostasiatischen Göttergestalten, die in der phantastischen Umgestaltung menschlicher Formen unser Befremden erregen, sind die ziemlich getreue Wiedergabe solcher „Menschenwunder“, die zweifellos in der Wirklichkeit beobachtet wurden; f. d. l. hat dann die Phantasie diese vorhandenen Abnormitäten weiter gebildet und übertrieben. Doch selbst in die klassische Schönheitswelt des griechischen Götterraubes haben sich Mißgeburten aller Art eingeschlichen. Die vielästige Diana von Ephesus ist die künstliche Wiedergabe einer Mißbildung, die nicht allzu selten auftritt. Es ist die sogenannte Polymaste, die Vielbrüstigkeit, für die als historische Beispiele die Mutter des römischen Kaisers Alexander Severus und Anna Bolena, die unglückliche Gattin Heinrichs VIII. von England, angeführt werden können. Die von Homer geschilderte Einäugigkeit der Zyklopen wird von Anatomen auf die Beobachtung der sogenannten Zyklope zurückgeführt, einer Mißbildung, bei der die beiden Augen zu einem einzigen, unter der Stirnmittle liegenden Auge verschmolzen sind. Die Vorstellung von dem Golte Janus, der mit seinen beiden Gesichtern nach vorn und nach hinten in Zukunft und Vergangenheit blickt, kann ebenfalls durch eine Mißbildung in der Volksphantasie angeregt worden sein. Es handelt sich dabei um eine Erscheinung, bei der Zwillinge am Hintertopf völlig miteinander verwachsen sind, während die Körper von unten her bis fast zur Schenkelhöhe getrennt bleiben. Die Fischschwanzigen Sirenen, die den Ddneus verlocken, finden ebenso wie die Wasserfrauen und Nymphen anderer Mythologien ihr Vorbild im „Sympos“, einer Abnormität, bei der die unteren Gliedmaßen miteinander verbunden sind. Die geschwänzten Sotiren der antiken Mythologie lassen sich nicht minder durch natürliche Erscheinungen erklären. Geschwänzte Menschen sind verschiedentlich beobachtet worden, und so kehrt der Schwanzmensch in allen abergläubischen Phantasien wieder.

Häufiger als diese Mißbildung ist die der „Haarmenschen“, und besonders ist die überreiche Haarentwicklung bei Frauen, den sogenannten „Bortdamen“, ein Gegenstand mit Grausen gemischter Reuerde gewesen. Berühmt war die Tänzerin Julia Pastrana. Aristoteles berichtet schon von griechischen Bortdamen, und eine christliche Erscheinung dieser Art lobet die „heilige Kümmeris“ zu sein. — Die Beobachtung solcher Menschenwunder kann auch den Stoff zur Handlung einer Rathe abgeben.

Der Sternenhimmel im Februar. Am südwestlichen Dämmerungshimmel zieht das prächtige Sternpaar Venus und Mars die Blicke auf sich. Der o'änzende Abendstern wandert im Gebiet des Sternbildes Fische zwischen unscheinbaren Sternen rasch rechtsläufig weiter und löst den langsamer folgenden Mars immer mehr hinter sich, so daß am Ende des Monats Venus noch immer vier Stunden lang Abendstern bleibt, während Mars schon längere Zeit vor ihr untergeht und zuletzt nur noch etwa zwei Stunden lang gesehen werden kann. Gegenüber, im Südostquadranten, gestellt sich dem hellsten Planeten der hellste Fixstern des Himmels, Sirius. Nahe dem Scheitelpunkt kommt Komete zum Vorschein. Etwas später tauschen unter ihr die beiden Zwillingsterne Kofax und Bollux auf, und rechts über Sirius wird die gewaltige Siebensternige Figur des Himmelsjägers Orion sichtbar. Mit sinkender Dunkelheit wird hoch im Süden das hübsche Sternhäufchen des Siebenschirms (Plejaden, Guckhohe) erkennbar. Rußert man den Südwesthorizont Anfang oder Mitte Februar, so findet man in der hellen Dämmerung den Planeten Merkur, der wegen seiner beständigen großen Sonnennähe selten gut auffindbar ist. Durch seine Rückläufigkeit gelangt Merkur schon bald nach dem 20. Februar wieder in so große Sonnennähe, daß er in der Helligkeit des die Sonne umgebenden Himmelsgrundes unsichtbar wird. Am 9. Februar (nachmittags 5 Uhr) geht die feine Sichel des neuen Mondes, allerdings in beträchtlichem Abstand, nördlich an Merkur vorüber, am 11. vormittags 11 Uhr an Mars, am 12. morgens 6 Uhr an Venus. Man wird sich, falls die Tage vom 9. bis zum 12. klare Abende haben, das Schauspiel nicht entgehen lassen, wie der wachsende Mond an den drei Planeten vorüberzieht.

Technik

Fünftes Jahre Trockenplatte. Das Verfahren, auf dem die sämtlichen Fortschritte wie überhaupt die Verbreitung der modernen Photographie beruhen, sei ert in diesem Jahre sein halb-hundertjähriges Bestehen: das Photographieren mit der Trockenplatte. Man hätte allerdings schon geraume Zeit vorher die photographische Platte in verschiedener Hinsicht zu verbessern gesucht, und es hatte denn auch schon einen großen Fortschritt bedeutet, als Daguerre im Jahre 1838 die erste wirklich brauchbare lichtempfindliche Platte hergestellt konnte. Wenn das Arbeiten mit den Daguerreschen Platten ersforderte noch recht viel Mühe und Umstände. Das Bild wurde nach der Belichtung

erst sichtbar, wenn die mit Jod Silber bedeckte Platte in Quecksilberdampfuna geräuchert wurde. Dann lieferte es zunächst immer gleich Positivbilder, so daß man, um die zum Kopieren der Bilder nötigen Negative herstellen zu können, erst die Positive noch einmal aufnehmen mußte. Wesentlich verbessert wurde dann diese umständliche Arbeitsweise durch das in den fünfziger Jahren von Talbot entdeckte Verfahren, richtige Negative herzustellen. Aber sowohl dieses Verfahren, wie später auch die Anwendung des Kollobiums als Medium der lichtempfindlichen Silberzähe auf der Platte lieferte noch ziemlich unvollkommene Bilder. Und vor allem war auch die Arbeitsmethode immer noch sehr kompliziert, da es sich ausnahmslos um Platten handelte, die nur in nassem Zustande verwendet werden konnten.

Im Jahre 1871 erfolgte nun der elementare treibende Fortschritt auf dem Gebiete der Photographie in der Findung des Gelatine-Trockenplattenverfahrens durch den Mediziner Maddog. Es war ihm gelungen, durch eine Verbindung von Gelatine, Bromkalium und Silbersalzen eine Bromsilberemulsion herzustellen, die sich als außerordentlich lichtempfindlich erwies. Diese Emulsion lieferte, wenn man die Silberzähe wieder ausgewaschen hatte und die Platte dann auf Glasplatten erstarren ließ, zum ersten Male eine Platte — die Gelatine-Trockenplatte —, die trocken zu verwenden war. Damit war nun natürlich die Verwendungsmöglichkeit der Platten fast unbegrenzt erschlossen. Vor allem war nun auch die Momentphotographie ermöglicht, die es vorher überhaupt nicht gegeben hatte. Heute ist die Photographie ohne die Trockenplatte, die mittlerweile natürlich noch viele Verbesserungen erfahren hat, gar nicht mehr denkbar; denn alle ihre Fortschritte und ihre vielfache Anwendung auf den verschiedensten Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Wirtschaftslebens gründeten sich auf nichts anderes als auf die hoch lichtempfindliche Gelatine-Trockenplatte.

Geschäftlich

Herbers Botschaft an unsere Zeit nennt sich eine zeitgemäße Schrift, die im Verlage von Kröner u. Co., Leipzig, vom Genossen Lic. Dr. Karl Auer herausgegeben ist. Gerade in unseren ereignisreichen Tagen beginnen Herbers Ideen erst recht fruchtbar zu werden. Aus dieser Erwägung heraus hat Auer keine Anstie aus Herbers Schriften getroffen, mit keinem Verständnis für die Ideen wie für die Persönlichkeit des großen Mannes. Die einzelnen Kapitel sind unter die Gesichtspunkte: Mensch, Vaterland, Staat, Religion gestellt. Aber durch alle zieht sich als Leitmotiv die atome Idee der Humanität, die Herber als letztes und höchstes Ziel aller Persönlichkeitsbildung erachtet. Dieses Ziel der „Menschenwürde“ umfaßt Individualismus und Sozialismus; ihm ordnen sich nationale Bestimmung und Menschheitsgemeinschaften unter. So, Herber ist Vaterlandsfreund und Patriot zugleich. Als höchstes Ziel des Staates erachtet ihm das „Wohlfahrt der Menschen“. Darum steht er den Kassenstaat ab, bekämpft sich zur Republik als dem Staatsideal. Die Humanität soll nicht nur der einzelne erstreben, sondern sie soll sich auch im Staatsleben verwirklichen und schließlich in der Religion ihre erhabenste Wille finden. Durch kurze, klare Erörterungen hat es der Verfasser jedem Leser erschleicht, in die Herber'sche Ideenwelt Leser einzudringen.

Armin V. Weener: „Im Hause der Glückseligkeit.“ (Sibyllenverlag zu Dresden). Das Buch, so benannt der Verfasser, ist auf sirtlicher Erde geschrieben. Wie der Orientzug ihm die Landschaftsbilder vors Auge rückt, so zeigt Weener uns die Menschen und ihr Verhalten in heranziehenden Bildern. Für den Christenmenschen von Geburt, der Weener ist, wurde der Aufenthalt im kriegsüberzogenen Orient die Ursache, zitternde Empörung hinauszuschleudern über das verfallene Europa. Gläubig bis in die höchsten Himmel hinauf hätte dieser Menschenfreund als erster des Necht, über die an den Staatsreligionen stehenden Religionsbekenntnisse die Befehl zu schwingen, die den Krieg predigten. In diesem Buche sehe ich auch neue des altvolle Herr dieses Dichters, bloß und blutend, glücklich und lauchend. Und ich glaube ihm, wenn er im Abschnitte „Ich fahre über die Weintraubenbrücke“ ausruft: „... ich habe nicht gewußt, daß ich so geküßelt worden war...“, wandelte er doch, Seelenwunden und Körperwunden verbindend, wie ein Held und unter den sterblichen Menschen.

Aus der Praxis

Der Garten im Februar. Es ist Zeit, die Samenbestellung zu erleben. Sobald der Boden aufgetaut und an der Oberfläche getrocknet ist, können im Freien ausgesät werden: Zwiebeln, Pouch, Erbsen, Wöhren (Weiße Rüben) und Schwarzwurzeln; auch Spinal kann jetzt ausgesät werden. Bei besonders günstiger Bitterung kann man von wenig erträglicheren Arten sein: Petersike, Kerbel, Puffbahnen, Melde. Ausgesät werden: Knoblauch, Schnittlauch, Schalotten und Porzwiebeln. Wer Risikobereitschaft besitzt, kann gegen Ende des Monats auch diese in Gebrauch nehmen; bei dem Mangel an wärmendem Düng ist ein früherer Gebrauch nicht empfehlenswert. Bei den Obstbäumen muß sehr unbedingt der Rückschnitt beobachtet werden, womit die meist sehr vernachlässigte Wundheilung Hand gehen kann, ebenso der Kampf gegen Bliz und Ungeziefer. Ende Februar ist es auch Zeit, an das Pfropfen des Steinobstes zu gehen, und zwar in der Reihenfolge: Birnkoblen, Pflaume, Pflaumen, Zwetschen und Kirchen. Neuanpflanzungen nimmt man lieber erst im März vor. Alle Räume sind zu düngen, ebenso die Beerensträucher. Wenn sich die Erdbeersträucher gehoben haben, sind sie kräftig anzudrücken.